

Wieder Worte finden

KIEL – Worte zu finden, wo es Menschen die Sprache verschlägt, gilt noch immer als kirchliche Aufgabe. Ihren Amtsträgern wird die Fähigkeit zugesprochen, Fassungslosigkeit in Worte zu bringen, Trauer und Schmerz zu verbalisieren und selbst angesichts sinnlosen Schreckens noch für Stabilität und Vertrauen sorgen zu können. Darum steht die Glaubwürdigkeit der Institution in besonderer Weise auf dem Spiel, wenn sie sich hierbei in Phrasen flüchtet oder Kirche selbst zum Tatort wird und sich der vermeintliche Schutzraum als Schlangengrube erweist.

Denn die Erfahrung von Missbrauch und Gewalt ist für den Einzelnen, der sie erleben muss, eine traumatische Zäsur. Sie erschüttert das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, in menschliche Beziehungen und religiöse Überzeugungen. Oft zerschneidet sie die Lebensgeschichte in ein Davor und ein Danach und äußert sich in dem Gefühl: Nichts ist mehr, wie es war. Die Erfahrung, in der Gefahr nicht handeln zu können, friert das Trauma ein als einen wunden Punkt im Seelenleben. Ein Punkt, der Schmerzen bereitet, sobald man an ihn rührt. So wird das Trauma zu einem Tabubezirk im eigenen Leben, an das man nicht denken will und über das man nicht sprechen kann. Doch die verschwiegenen Verletzungen können sich körperlich zurückmelden. Sie können Nervosität und Schreckhaftigkeit nach sich ziehen, sich in Alpträumen artikulieren oder den Betroffenen unkontrolliert überfluten. Ziel von Traumaaarbeit ist es darum, das Abgedrängte ans Licht zu bringen und das tief eingedrückte Erlebnis anzusprechen, damit es als Teil der Lebens-Geschichte akzeptiert werden kann und sich die Aufmerksamkeit wieder auf das richtet, was immer noch gestaltbar vorausliegt: das eigene zukünftige Leben.

Eine sensible Begleitung, die das Leid nicht hinter Floskeln verbirgt, kann auch als Aufgabe kirchlicher Arbeit verstanden werden. Dabei geht es zunächst darum, Sprachlosigkeit auszuhalten und keine schnellen Erklärungen zu geben, die zwar theologischen Grundsätzen, nicht aber dem Betroffenen entsprechen. Es bedarf spezieller Gesprächstechniken, damit der Traumatisierte erzählen kann, ohne erneut überwältigt zu werden. Wo eigene Worte (noch) fehlen, können Liturgie und Predigt das erlittene Unrecht öffentlich zu Gehör bringen. Sie können den Verarbeitungsprozess fördern, indem sie sich mit dem Betroffenen solidarisieren und sein Bedürfnis nach ausgleichender Gerechtigkeit ernst nehmen.

Kirchliche Rede sollte dabei differenzieren, die Opfer nicht glorifizieren, die Täter nicht dämonisieren. Sie sollte keine Allversöhnung verlangen und keine pauschale Vergebung fordern, zu der nur der Einzelne für sich finden kann, wohl aber deutlich machen: Auch der verletzte Mensch ist ein Ebenbild Gottes und jeder Mensch mehr als das, was ihm angetan wurde.

Dr. Maike Schult ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Theologischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität Kiel. Derzeit arbeitet sie an einer Habilitationsschrift über die transgenerationale Weitergabe von Traumatisierungen.